

Grußwort Ministerpräsident Michael Kretschmer zur Eröffnung des Deutschen Pfarrerinnen- und Pfarrertages am 26. September im Pentahotel Leipzig

Herzlich willkommen in Leipzig und im Freistaat Sachsen.

Wir verstehen uns als Kernland der Reformation und der Friedlichen Revolution – und insofern sind Sie hier auf einem Territorium, auf dem die Menschen immer wieder mit Um- und Aufbrüchen umgehen mussten, ja, sie selbst in die Hand genommen und gestaltet haben.

Betrachtet man es unter diesem historischen Blickwinkel, dann ist das Schlagwort vom „Ende der Sicherheit“ nichts, was uns in Sachsen übermäßig beunruhigen müsste. Die Erneuerung der Kirche war uns im 16. Jahrhundert wichtiger als das Festhalten am Althergebrachten. Das Zertrümmern einer festgefügt Diktatur mit ihren erstarrten Verhältnissen war uns 1989 wichtiger als die Risikoabwägung, was wohl danach kommen könnte, wenn alles in Fluss gerät, ja in einen Strudel der Ereignisse hineingerissen wird.

Sehnsucht nach Sicherheit

Und doch ist diese historische Perspektive beim Thema „Ende der Sicherheit“ nicht die der Menschen im Land. Wenn man sich umhört, dann spürt man eine Sehnsucht nach Sicherheit, nach Stabilität und Kontinuität, nach einem Abbremsen des Veränderungstempos.

Diese Sehnsucht entspringt paradoxerweise dem Wagnis der Freiheit, das wir 1989 mit der Friedlichen Revolution eingegangen sind.

Eine Schriftstellerin aus Hoyerswerda hat dafür ein einprägsames Bild gefunden: Ihre Stadt war bis 1989 eine Maschine. Alles drehte sich um die Braunkohle, den Tagebau, das Kraftwerk, die Brikettfabriken. Jeder in der Stadt war irgendwie Teil dieser Maschine, hatte seinen Platz, funktionierte im vorgegebenen Takt, lebte in den „Wohnmaschinen“ der Plattenbausiedlungen.

Transformationserfahrung seit 1990

Dann kam die Friedliche Revolution, das Aufbegehren gegen Unfreiheit, Umweltverschmutzung, Planwirtschaft, Mangel, Bevormundung, Wahlfälschung, die Lüge. Gegen alles, was den Status quo sicherte, was die Maschine zusammenhielt.

Mit der revolutionär errungenen Freiheit kam das Ende der Diktatur – und die Maschine „Hoyerswerda“ begann auseinanderzufallen. Die Menschen fielen ins Bergfreie, wie man im Revier sagt. Der Boden wurde ihnen unter den Füßen weggezogen. Die Sicherheit der vorgespurten Bahnen, in denen das Leben sich vollzog, war dahin

Vielen gelang es, das Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Das hieß oft Weggehen, woanders ganz neu anfangen. Von denen, die in der Heimat blieben, mussten auch alle mit neuen Umständen zurechtkommen.

Bröckelnder Zusammenhalt, eine schrumpfende, in Teilen funktionslos gewordene Stadt, Arbeitslosigkeit.

Erschütterung des Umbruchs wirkt lange nach

Selbst denen, die „es geschafft hatten“, denen der Neuanfang gelang, ist die Erschütterung über diesen Umbruch bis heute noch anzumerken. Denn jeder von ihnen kannte jemanden, der nicht wieder auf die Füße kam.

Warum erzähle ich Ihnen das? Weil diese gewaltige Erschütterung und Verunsicherung das Leben der 5 Millionen Menschen dauerhaft prägte, die damals in Sachsen lebten. Und der 17 Millionen in Ostdeutschland.

Das ist jetzt alles 30 Jahre her. Aber wer mit einem Trauma lebt, für den war das praktisch gerade eben. Man denke nur daran, wie Bundespräsident Richard von Weizsäcker 40 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges von Befreiung sprach. Auch diese Rede rührte an ein Trauma, an die Verstrickung in den Holocaust. Zehn Jahre später bei der Wehrmachtsausstellung war es wieder so.

Kohleausstieg und Energiepreiskrise rühren an Trauma

Mit dem ostdeutschen Trauma der 1990er Jahre ist es so ähnlich. Schon der politisch beschlossene Kohleausstieg hat in den ostdeutschen Kohlerevieren wieder an dieses Trauma gerührt. Die Erinnerung, wie in kurzer Zeit Hundertausende Arbeitsplätze verloren gingen und damit alle Sicherheiten des alltäglichen Lebens, war wieder da.

Die gegenwärtige Energiekrise rührt in noch stärkerem Maße an dieses Trauma. Denn die ostdeutsche Wirtschaft ist heute anders als 1990 komplett modernisiert und konkurrenzfähig. Wir haben in diese Modernisierung mehrere Billionen Euro investiert. Aber ohne Energie und Rohstoffe gibt es keine Produktion, keine Arbeit und kein Einkommen. Uns bricht gerade die stoffliche Grundlage unserer Volkswirtschaft und Gesellschaft weg.

Wir müssen ins Handeln kommen

Man kann mit solchen Änderungen fertig werden, indem man ins Handeln kommt. Wir haben in den 1990ern die Wirtschaft modernisiert. Sachsen ist wieder ein bedeutender Standort der deutschen Automobilindustrie in ganz Europa.

Wir haben, als der Kohleausstieg beschlossen wurde, für Programme gesorgt, die neue Infrastruktur und Arbeitsplätze in die Reviere bringen.

In Kürze fällt die Bundesregierung die Entscheidung, wo hier im Leipziger Revier und im Lausitzer Revier Großforschungszentren errichtet werden. Sechs Projekte sind in der Endauswahl, bei allen geht es um Innovationen, welche die Transformation unseres Landes ermöglichen, z. B. um krisenwirtschaftliche Ansätze und ressourceneffizientes Bauen.

Trotz energischem Handeln gibt es Ohnmachtsgefühle

Wir kommen ins Handeln, so wie das sein muss. Aber, erstens: Das Trauma ist immer noch da. Wenn was passiert, kommen die Ängste, die Ohnmachtsgefühle wieder.

Die Zäsur von 1990 ist *der* Referenzpunkt im Leben der Menschen. Im Westen spielt er weitaus weniger eine Rolle, denn dieses Datum griff in den Alltag von viel weniger Menschen ein. In Ostdeutschland denken viele immer noch in Kategorien des „Vorher/Nachher“.

Und bei allen Modernisierungserfolgen, bei allen Geschichten, wie wir Neues aufgebaut haben, ist bei vielen die Stimmung grundiert von einem Gefühl des Abgehängtseins. Und von dem Eindruck, dass diese tiefschürfende Erfahrung in ihrer Dimension noch immer nicht erkannt wird.

„Ende der Sicherheit“ erreicht neue Dimension

Das war noch längst nicht verarbeitet, da kam die Corona-Pandemie mit neuen existenziellen Ängsten gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sozialer Art.

Jetzt wird plötzlich Energie unfassbar teuer. Die Angst geht um, Strom und Wärme nicht mehr bezahlen zu können. Und dass beides nicht mehr in ausreichendem Maße geliefert werden kann. Dass es wieder massenhaft Insolvenzen und Arbeitslosigkeit gibt. Dass Mobilität, Güterversorgung, das Gesundheitswesen extrem gefährdet sind.

„Ende der Sicherheit“ – hier geht es um ganz andere Dimensionen als bei dem, was wir in den letzten 30 Jahren historisch erlebt haben. Es geht um die Erschütterung des stofflichen Fundaments unserer Gesellschaft und – Stichwort Klimawandel – um das Überleben auf diesem Planeten.

Schluss: Herausforderungen für die Kirche

Ja, auch bei dieser großen Transformation müssen wir ins Handeln kommen, müssen wir Ideen entwickeln, gestalten, anpacken. Apfelbäumchen pflanzen, mit Luther gesprochen.

Wir brauchen aber auch so nötig wie schon lange nicht mehr Seelsorge. Wir müssen über Traumata und Zukunftsängste reden, Wege zu Heilung und Hoffnung finden. Das „Ende der Sicherheit“ ist der Anfang von etwas Neuem. Sie als Pfarrerinnen und Pfarrer sind berufen, diesen Neuanfang mitzugestalten.

Es gibt die Bewegung „Churches for Future“, die auch hier in Sachsen aktiv ist. Sie zielt auf die Nachhaltigkeit in den Gemeinden ab, auf Energiesparen, Müllvermeidung und dergleichen.

Ich glaube aber, nicht nur in materieller Hinsicht müssen sich die Gemeinden neu orientieren, sondern auch geistlich.

Wenn die materielle und energetische Basis unserer Gesellschaft kleiner werden soll, dann gibt es womöglich weniger Erwerbsarbeit und Konsum – und vielleicht auch mehr Zeit für geistige und geistliche Bestätigung.

Ob das den Kirchen einen großen Zulauf beschert, muss man sehen. In Ostdeutschland war es nach 1990 trotz großer Krise andersherum. Und so ist es längst nicht ausgemacht, was „Ende der Sicherheit“ für die Kirche und für uns alle bedeutet.

Klar ist: Ihnen, den Pfarrerinnen und Pfarrern, kommt hier eine große Aufgabe und auch Verantwortung zu. Wo die Gesellschaft in Unruhe gerät ob der vielen Veränderungen, braucht es Sie, um die Geschehnisse einzuordnen und den Menschen, die dies suchen, Orientierung zu geben. Das direkte Gespräch von Mensch zu Mensch kann kein Social-Media-Account ersetzen. Ich bin überzeugt: Beim nächsten Pfarrerinnen- und Pfarrertag in Sachsen wird es nicht mehr um das Ende, sondern den Anfang von etwas gehen.